

Mythos mit Zukunft



Fotos: Berliner Philharmoniker

Die Berliner Philharmoniker sind das berühmteste deutsche Orchester und genießen auch weltweit einen ausgezeichneten Ruf. In der kommenden Saison feiern sie gemeinsam mit Simon Rattle, ihrem derzeitigen Chefdirigenten, das 125-jährige Bestehen. Wolfgang Schreiber erzählt die Geschichte dieses bedeutenden Klangkörpers.

Vielleicht war das gesunde historische Selbstgefühl der Berliner Philharmoniker bislang mit einem blinden Fleck behaftet, vielleicht sind sie jetzt erst in der Geschichte angekommen – durch Misha Asters Buch vom „Reichsorchester“ im Nationalsozialismus, das in diesen Wochen erscheinen wird. Der junge Kanadier hat die prekäre Rolle von Deutschlands berühmtestem Orchester im Dritten Reich wissenschaftlich ausgeleuchtet. Er beschreibt die politische Bewusstseinslage der Musiker – und wie Propaganda-Minister Goebbels die Orchester-GmbH der Berliner Phil-

harmoniker bald nach der Machtübernahme der Nazis vor dem Bankrott „retete“, um sie als Kultursymbol des Regimes zu gewinnen. Und wie Wilhelm Furtwängler und das 50-jährige Orchester fortan um die geistige Autonomie zu kämpfen hatten gegen die völlige Vereinnahmung. Rund 20 Prozent der Musiker waren angeblich Parteimitglieder, und das herausgehobene Orchester hatte ein „privilegiertes Leben“.

Geburtsjahr 1882 – kalendarisch gehören die Berliner Philharmoniker keineswegs zu den älteren Sinfonieorchestern in der Musikgeschichte, die Wiener



Das Musiker-Orchester

Hat man die Probezeit von zwei Jahren bestanden, wird man „Teil der Gemeinschaft – und hat einen Job auf Lebenszeit“. Das sei ein großes Privileg, sagt Kontrabassist Peter Riegelbauer, einer von zwei Vorständen des Orchesters. Die Berliner Philharmoniker waren immer ein „Musikerorchester“ oder sogar: ein Virtuosenorchester. Bedeutende Solisten gingen aus ihm hervor, wie früher Gerhard Taschner oder Aurele Nicolet. In den letzten Jahren haben aus Philharmoniker-Kreisen beispielsweise der Ex-Konzertmeister Kolja Blacher, der ehemalige Solo-Bratschist Wolfram Christ sowie der aktuelle Solo-Cellist Georg Faust, der Solo-Oboist Albrecht Mayer und der Solo-Flötist Emmanuel Pahud – um nur einige zu nennen – parallel zu ihren Orchesterdiensten eine Solo- bzw. Kammermusik-Karriere gemacht. Und die Homepage der Berliner weist darüber hinaus immerhin 36 (!) Gruppierungen diverser Streicher- und Bläserformationen mit Mitgliedern des Klangkörpers aus, darunter auch die Zwölf Cellisten und das Scharoun-Ensemble.

und die New Yorker Philharmoniker, die Klangkörper von Dresden und Leipzig, München, Hamburg oder Schwerin besitzen längere Traditionen. Und doch spielen die Berliner seit Ende des 19. Jahrhunderts unangefochten ihre Sonderrolle in der internationalen Musiklandschaft. Doch trotz Anhäufung von Ruhm und Glanz: Der Mythos „Berliner Philharmoniker“, das ist, neben dem rein künstlerischen Rang, gerade der fühlbare Zwiespalt, ist die Verstricktheit in die Zeitläufe. In dieser Ambivalenz sind sie vergleichbar mit einem anderen deutschen Kultursymbol, den Bayreuther Festspielen.

Für den permanent überragenden Status des Orchesters gibt es Gründe. Erstens werden die Philharmoniker im Dunstkreis der deutschen Reichsgründung ins Leben gerufen und profitieren vom kulturellen Nimbus einer Kraft aussendenden Hauptstadt. Zweitens erhält das Orchester künstlerische und kulturpolitische Bedeutung durch seine Dirigenten: Es sind immer die wichtigsten der Epoche, mit jeweils langer „Amtsdauer“. Simon Rattle ist in den 125 Jahren erst der siebte Chefdirigent – nach Hans von Bülow, Arthur Nikisch, Wilhelm Furtwängler, Sergiu Celibidache, Herbert von Karajan und Claudio Abbado. Das „Geheimnis“ der sich quasi vererbenden kol-

lektiven künstlerischen Energie, meint Orchestervorstand Peter Riegelbauer, liegt in der Tatsache begründet, dass die Berliner Philharmoniker stets solche Dirigenten zu ihrem Musikchef erwählten, die sich stark voneinander unterschieden in der künstlerischen Physiognomie wie in den strategischen und ästhetischen Zielsetzungen. Das Prinzip „Kontrast“ ist für die Musik selbst, doch auch für einen Orchesterorganismus das Zaubermittel für künstlerische Dynamik und Spannungserhalt.

Aus einer Konfliktsituation heraus ist das Orchester überhaupt erst entstanden.

Hans von Bülow leitet 1887 das erste Konzert als Chefdirigent

Die Anfänge in Berlin muss man sich bescheiden und riskant vorstellen: Im Frühjahr 1882 sagen sich 54 Musiker von der Berliner „Kapelle“ des schlesischen Musikdirektors Benjamin Bilse los, nennen sich „Frühere Bilsesche Kapelle“ und beschließen nach dem Beispiel der Meininger Hofkapelle unter Hans von Bülow, nur noch großer Orchestermusik zu dienen. Den Namen brauchen sie nur aus Wien oder New York zu importieren, denn dort

Die Berliner Philharmoniker unter Arthur Nikisch (oben) und mit Simon Rattle (andere Seite).

hatten sich 40 Jahre zuvor „Philharmoniker“ gebildet. Das erste Abonnement-Konzert des „Philharmonischen Orchesters“ findet am 23. Oktober 1882 unter dem Brahms-Adepten Franz Wüllner statt. Das Orchester beginnt bald zu reisen, gründet eine Philharmonische Gesellschaft, gewinnt private Spender wie den Geiger Joseph Joachim als Gönner und dessen Freund Johannes Brahms als Gast-Dirigenten und Solisten. Und einen neuen, durch Umbau einer Rollschuhbahn geschaffenen Konzertsaal in der Bernburger Straße, der dem Orchester als „Philharmonie“ dient bis ins Jahr 1944.

Im September 1887 leitet Hans von Bülow zum ersten Mal das Orchester als dessen erster Chefdirigent mit Haydns Sinfonie Nr. 102, Mozarts „Jupiter“ und Beethovens „Eroica“. Der auch als Pianist gefeierte Mann, in München mit den Uraufführungen von „Tristan“ und den „Meistersingern“ gefeiert, hatte als Hofkapellmeister in Meiningen den modernen Beethoven-Stil mit enormer Breitenwirkung etabliert. Unerbittlicher, sugges-

tiver Erzieher, ein in seinem Auftreten exzentrischer Künstler, sorgt Bülow in nur fünf Jahren dafür, dass die Berliner als „freie Kunstgenossenschaft“ in der Musikwelt Aufsehen erregen. Schwer, nach seinem Tod 1894 einen Nachfolger ausfindig zu machen – weder Hans Richter, Felix Mottl oder Richard Strauss, mit denen man es versuchte, kommen ernsthaft in Frage. Schließlich findet Konzertagent Hermann Wolff, der die Geschäfte



Fotos: Berliner Philharmoniker

**Der erste Chefdirigent:
Hans von Bülow.**

des Orchesters managt, den Leipziger Gewandhauskapellmeister Arthur Nikisch, den einzigen Musiker von Bülows künstlerischem Format.

Nikisch ist der zweite Glücksfall für das Orchester, nach dem kompromisslosen Erzieher Bülow verkörpert er den genialen Klangmagier. Der Instinktmusiker dirigiert am 14. Oktober 1895 sein erstes Philharmoniker-Konzert: Beethovens Leonoren-Ouvertüre Nr. 3, Tschaikowskys Fünfte, Chopins e-Moll-Klavierkonzert mit Josef Hofmann und die Tannhäuser-Ouvertüre. Wenn Nikisch Beethoven, Schuberts große C-Dur-Sinfonie, Berlioz'



**Wechselte von Leipzig nach Berlin:
Arthur Nikisch.**

„Fantastique“ oder Tschaikowskys „Pathétique“, vor allem die damals noch umstrittenen Brahms-Sinfonien und den für problematisch gehaltenen Bruckner dirigiert, dessen siebte Sinfonie er in Leipzig uraufgeführt hatte, dann entfaltet das Orchester eine Klangpalette, einen Sog, für den es internationalen Ruhm erntet. Zwei Mal pro Jahr geht man auf Tournee in ganz Europa – bis heute ist das so geblieben. Zur Moderne besitzt Nikisch eine reservierte Haltung: Richard Strauss und Mahler finden sein Interesse, weniger Schönberg, Strawinsky oder Debussy. Die Berliner Philharmoniker spielen 1913 unter ihm die erste Plattenaufnahme einer kompletten Sinfonie: Diese Beethoven-Fünfte lässt selbst noch in „primitiver“ Klangqualität instrumentale Genauigkeit



**Bis heute bewundert wie umstritten:
Wilhelm Furtwängler.**

musikalischer Wahrheit und romantischer Ideologie. Furtwänglers erstes Konzertprogramm als Chefdirigent der Berliner Philharmoniker, gespielt am 9. Oktober 1922, ist hochambitioniert: Bruckners Siebte, Francks Symphonische Variationen, den „Totentanz“ von Liszt und Wagners „Meistersinger“-Ouvertüre.

Die Konzerte Furtwänglers in Berlin sind beziehungsreicher komponiert und weniger „bunt“ als die der Vorgänger. Mit mehr Anteil von Moderne auf den Programmen: Skrjabin, Busoni, Bartók, Reger, Hindemith, Strawinsky, Prokofjew, Ravel, Mahler. Mit dem Missverständnis einer Uraufführung: 1928 leitet Furtwängler Schönbergs radikal dodekaphonische Orchestervariationen – und dirigiert sie nie wieder. Im selben Jahr entsteht

Zeittafel

1882 Am 21. Mai gründen 54 Musiker der Bilschen Kapelle in Berlin ein neues Orchester. Am 23. Oktober findet das erste Abonnement-Konzert des Berliner Philharmonischen Orchesters unter Franz Wüllner statt. In den folgenden Jahren musizieren unter anderen Brahms, Grieg, Clara Schumann, Tschaikowsky mit dem Orchester.

1887–1894 Hans von Bülow

1895–1922 Arthur Nikisch

1922–1945 Wilhelm Furtwängler

1945 Leo Borchardt

1945–1952 Sergiu Celibidache

1952–1954 Wilhelm Furtwängler

1954–1989 Herbert von Karajan

1955 1. Amerika-Tournee

1963 Hans Scharoun baut die Berliner Philharmonie.

1967 Beginn der Mitwirkung bei den Osterfestspielen Salzburg

1979 1. China-Gastspiel

1989–2002 Claudio Abbado

1990 1. Israel-Gastspiel (unter Daniel Barenboim)

Seit 2002 Simon Rattle

Furtwängler bleibt sein Leben lang ein „faustisch“ Suchender

erkennen, Rubato-Fantasie, die strukturelle Deutlichkeit des Spiels. Nikisch stirbt am 23. Januar 1922, das Orchester wählt zum Nachfolger einen 36-jährigen deutschen Dirigenten, den Musikdirektor von Mannheim: Wilhelm Furtwängler.

Furtwängler ist weder mit Lehrmeister Bülow noch mit dem Klangzauberer Nikisch vergleichbar, er stammt aus der großbürgerlichen Welt klassischer Bildung und Geisteshaltung, seine Stärke ist die philosophische Durchdringung alles Klanglichen. Und so bleibt er sein Leben lang ein „faustisch“ Suchender. Beethovens Musik ist für ihn Fanal zwischen

die packende Aufnahme des Strawinsky-schen „Feuervogel“ unter Oscar Fried. Die Philharmoniker werden zum Schallplattenorchester, nicht allein unter Furtwänglers Leitung. Die frühen Aufnahmen sind bis heute der Beleg einer Orchesterkultur, die das Wagner-Erbe und den spätromantischen Klang in sich trägt, die aber auch, wenn Richard Strauss, Otto Klemperer oder Erich Kleiber am Pult stehen, von der Moderne einer Neuen Sachlichkeit infiziert ist. In den 1930er Jahren, zeitgleich mit der Nazi-Diktatur, werden Furtwänglers Programme mit den Berlinern konservativer, zentriert auf



Dirigierte als Interimschef mehr als 400 Konzerte: Sergiu Celibidache.



Der Schallplatten- und Medienkönig: Herbert von Karajan.



Kommt immer noch gern nach Berlin zurück: Claudio Abbado.

Beethoven und Romantik/Spätromantik.

Die Problematik, ja Tragik von Furtwänglers Laufbahn – und seiner Berliner Jahre – ist die Verstrickung in die Ereignisse des Dritten Reichs. Die „entartete“ Musik jüdischer Komponisten und die Auftritte jüdischer Interpreten (wie Walter, Klemperer, Schnabel, Hubermann, Kreisler, Menuhin) werden von 1933 an unterbunden. Furtwängler riskiert im November 1934 mit seinem Artikel „Der Fall Hindemith“ den Konflikt mit dem Regime, wird gemaßregelt und tritt von allen Ämtern zurück. Vier Monate lang erscheint er nicht am Pult in Berlin, kehrt jedoch zurück. Zwiespalt, Kompromittierung und Schuld Furtwänglers bleiben bis heute umstritten. Er bewegt sich zwischen Anpassung und dem Versuch zur Rettung des künstlerischen Erbes, er kämpft für seine Überzeugungen. Doch Orchester und Publikum kann er nicht im Stich lassen.

Die ersten Nachkriegsjahre verbringt Furtwängler, ein gebrochener Mann mit Auftrittsverbot in Deutschland, in der Schweiz; er dirigiert die Berliner erst 1947 wieder und wird 1952 erneut ihr künstlerischer Leiter. Die Zeit bis zu seinem Tod am 30. November 1954 erlebt das Orchester als einen einzigen Triumph – in West-Berlin, in der jungen Bundesrepublik und auf Tourneen in Europa. Die Konzert-Mitschnitte dokumentieren Furtwänglers expressiven Spätstil, das emphatisch dem Augenblick hingeebene Musizieren, rauschhaft dem melodischen Strom und Klang – die Sinfonien von Beethoven, Schubert, Schumann, Brahms und Bruckner. Furtwängler und die Ber-

liner: eine ins Mythische erhobene künstlerische Partnerschaft, ins Unermessliche suggestiver Nachwirkung.

Die Nachkriegszeit beginnt bei den Philharmonikern, die am 16. April 1945 im zerstörten Berlin ihr letztes Kriegskonzert gaben, mit einer Katastrophe. Zweieinhalb Wochen nach der Kapitulation Nazi-Deutschlands spielt das Orchester im Steglitzer Titania-Palast, einem Berliner Kino, Tschaikowskys Vierte. Dirigent ist der Russe Leo Borchard, der von der Stadt offiziell beauftragt wird, das Orchester zu leiten. Vier Monate später wird Borchard im geteilten Berlin versehentlich von einem Grenzposten erschossen. Und wie aus dem Nichts erscheint der 33-jährige gebürtige Rumäne Sergiu Celibidache, der in Berlin sehr gründlich Musik und Philosophie studiert hatte. Siegreich aus einem Wettbewerb für die Leitung des verwaisten Orchesters hervorgegangen, dirigiert er sein erstes Konzert schon am 29. August. Geniales Auftreten, musikalisches Feuer und eine leidenschaftliche Intelligenz am Pult wirken auf Musiker und Publikum elektrisierend, ja überrumpelnd. Mehr als 400 Mal hat Celibidache die Berliner bis zu Furtwänglers Rückkehr als interimistischer Chef dirigiert. Gegen Ende geriet der künstlerisch und persönlich eigenwillige junge Maestro mit dem selbstbewussten Orchester in Konflikt, man entfernte sich voneinander. So wählten die Musiker nach Furtwänglers Tod nicht ihn zum Nachfolger, sondern den elas-

tisch-virtuosen Österreicher Herbert von Karajan. Und setzten damit auf ihre eigene Medien- und Schallplatten-Zukunft. Celibidache schied im Groll von Berlin, erst vier Jahrzehnte später kehrte er, von Bundespräsident Richard von Weizsäcker gebeten, triumphal ans Pult der Berliner Philharmoniker zurück, mit Bruckners Siebter – ein weise gewordener, in seinem Probenfuror kaum ermüdeteter Achtzigjähriger.

„Mit tausend Freuden“ übernimmt der 46-jährige Herbert von Karajan nach Furtwänglers Tod die Berliner Philharmoniker. Wieder hat das Orchester den „Kontrast“ ans Pult geholt, den unter den Konkurrenten modernsten, für das Technik- und Medienzeitalter symptomatischen Mann. Ein ungeheuer willensstarker Künstler und Stratege, der das Orchester



Der aktuelle Chefdirigent: Simon Rattle.

Foto: Klaus Rudolph

CD- und DVD-Hinweise

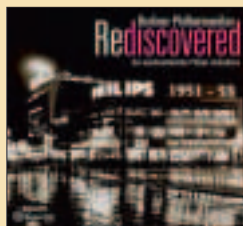
Die Berliner Philharmoniker haben hunderte Aufnahmen gemacht, von denen die der letzten 50 Jahre fast alle im FONO FORUM rezensiert worden sind. Der Internet-Versandhändler JPC verzeichnet aktuell 160 Einträge bei der Suche nach Medien der Berliner Philharmoniker. Eine große Auswahl der aktuell erhältlichen Tonträger und Video-DVDs findet sich auch auf der Internetseite des Orchesters. Deshalb geben wir an dieser Stelle nur jene Produktionen an, die gezielt zum Jubiläum veröffentlicht worden sind.

Berliner Philharmoniker. Im Takt der Zeit. „Die Welt“-Jubiläumsedition; Berliner Philharmoniker 12 CD 0001 (*Besprechung in FF 12/06, S. 79*)

Die Orchesterrepublik. Ein Streifzug durch die Geschichte der Berliner Philharmoniker; Berliner Philharmoniker 2 CD LC 13781 oder ISBN 978-3-00-021441-7 (*Besprechung folgt in FF 9/07*)

Berliner Philharmoniker Rediscovered. Die wieder entdeckten Philips-Aufnahmen 1951-53; Philips/Universal 4 CD 429128 (*Besprechung folgt in FF 9/07*)

Berliner Philharmoniker. 125 Years – A Jubilee Celebration; EuroArts/Naxos 5 DVD 2000068 (*Mitschnitte der Europa-Konzerte 2001 in Istanbul unter Jansons, 2002 in*



Palermo unter Abbado, 2004 in Athen unter Rattle sowie des Silvesterkonzerts 2001 unter Barenboim und in der Waldbühne 2003 unter Ozawa)

Buch-Tipps

Herbert Haffner, Die Berliner Philharmoniker. Eine Biografie. Schott, Mainz 2007, 336 S.

Annemarie Kleinert, Berliner Philharmoniker. Von Karajan bis Rattle. Jaron Verlag, Berlin 2007, 189 S.

Misha Aster, Das Reichsorchester: Die Berliner Philharmoniker und der Nationalsozialismus, Siedler Verlag, Berlin (erscheint im August)

34 Jahre lang leitet und nach seinen Vorstellungen formt – den Maßstäben internationalen Perfektionsstandards. Umstritten bleiben seine Extravaganz und seine radikal marktgängige Medienpolitik, unumstritten die musikalische und dirigentische Kompetenz. Den gleißend polierten Klang der Berliner erschafft sich Karajan durch unerschütterliche Probenarbeit, mit Hilfe eines sehr umfangreichen Repertoires aus Klassik, Romantik und klassischer Moderne. Keiner vor ihm hat an die modernste Studio- und Aufnahmetechnologie mit solch einer fast religiösen Inbrunst geglaubt wie er. Karajan, der Dirigent als Manager, plant und verteilt weiträumig seine Aktivitäten, beispiellos sein Aufstieg zum „Dirigenten des Wirtschaftswunders“ (Adorno) und, da sein Imperium scheinbar grenzenlos ist (Berlin, Wien, Mailand, Salzburg), zum „Kapellmeister Europas“. Fast das ganze sinfonische Repertoire wird neu – teilweise mehrfach – eingespielt. Karajan

und die Berliner: eine Musikgroßmacht, ein globales Klangmarkenzeichen.

Zwei Institutionen gehören, neben unzähligen Schallplatten, zum unverbrüchlichen Karajan-Erbe: Erstens Hans Scharouns Neubau einer Berliner „Philharmonie“ 1963, unmittelbar an der „Mauer“ in der geteilten Stadt, das Juwel eines akustisch exzellenten „demokratischen“ Konzertsaals, in dem das Orchester inmitten seiner Zuhörer Platz findet. Zweitens eine neue externe Spielstätte der Berliner, das Große Festspielhaus in Salzburg, wo Karajan 1967 – ehrgeizig mit Wagners „Ring“-Tetralogie – die Salzburger Osterfestspiele aus der Taufe hebt. Bis heute spielt das Orchester hier Oper. Die künstlerisch produktive und wirtschaftlich höchst ertragreiche Karajan-Epoche endet mit einem Missklang, der Dirigent überwirft sich zuletzt mit dem Orchester und erklärt seinen Rücktritt. Er stirbt im Juli 1989, wenige Monate vor dem Berliner Mauerfall. Jetzt bestimmen die Philhar-

moniker selbst, erstmals in freier und geheimer Wahl, den Nachfolger, sie küren den 56-jährigen Italiener Claudio Abbado.

Ein Wechsel, musikprogrammatisch, atmosphärisch, menschlich – Abbado verkörpert den anderen, den unautoritären, mehr intellektuellen Dirigententypus. Er stand dem Komponisten Luigi Nono und der linken Kultur Italiens nahe, er lässt sich von Musikern gern mit Vornamen anreden, will ihnen Kollege oder Freund, kein Dompteur sein. Doch die persönliche Nähe ist nicht für alle Musiker des Orchesters gleich problemlos, mancher vermisst klare Vorgaben, zumal in der Probenarbeit, die der Dirigent meist wortkarg absolviert, vertrauend auf seine klare Augen- und Zeichensprache. Der introvertierte, den anderen Künsten gegenüber aufgeschlossene Musiker offenbart dennoch einen starken künstlerischen Gestaltungswillen. Der äußert sich in Abbados Idee, musikalische oder literarische Themen in den Mittelpunkt jeder Spielzeit zu stellen. Das beginnt 1993 mit „Hölderlin“, setzt sich fort mit „Faust“, dem Antiken-, dem Shakespeare- und dem „Wanderer“-Projekt und erstreckt sich auf die Zyklen zu „Tristan“, „Falstaff“ und „Parsifal“.

Die dreizehn Jahre der Berliner Abbado-Ära sind gegen Ende von dessen schwerer Krankheit gezeichnet, sein Musizieren wird noch intensiver, der Orchesterklang noch verinnerlichter, filigraner. Die beiden Musikdramen Wagners, in Berlin konzertant und bei den Osterfestspielen szenisch, mit ungeheurer Akribie durchleuchtet und geformt, gehören zu Abbados späten Höhepunkten. Horizonterweiterung bedeutet die konsequente Einbeziehung Neuer Musik, angefangen bei der Wiener Schule Schönbergs bis hin zu Luigi Nono, Wolfgang Rihm, György Kurtág.

Abbados Leidenschaft waren immer die Jugendorchester: Anscheinend ist das flexiblere Musizieren der Berliner nur durch deren kontinuierliche Verjüngung möglich, das Durchschnittsalter sinkt auf 41 Jahre. So liegt auch die Annäherung an die Historische Aufführungspraxis nahe, das schlankere Klanggewand Bachscher Oratorien und aller Beethoven-Sinfonien. Unverändert erfolgreich die Philharmoniker-Tourneen, die Vielzahl der Plattenaufnahmen. Wie aus heiterem Himmel verkündet Abbado 1998 die Absicht, nur noch bis 2002 das Orchester

CD-Tipps

Wolfgang Schreiber, von 1978 bis 2002 Musikredakteur der „Süddeutschen Zeitung“ in München, hat die Berliner Philharmoniker über Jahrzehnte als Rezensent begleitet. In der folgenden Liste finden Sie, sortiert nach Dirigenten, seine 20 Lieblingsaufnahmen mit den Berliner Philharmonikern. Manche Aufnahmen sind derzeit wohl nur antiquarisch erhältlich, werden aber mir Sicherheit bald wieder den Weg in den Katalog finden.

Mit Chefdirigenten

1. Furtwängler: The best of the Early Studio Recordings 1929–43 (Brahms, Bruckner, Ravel, Schumann, Sibelius, Strauss); Music & Arts (4 CDs)

2. Furtwängler: Tschaikowsky, Sinfonie Nr. 6; Wagner, Tristan-Vorspiel und Liebestod; Naxos Historical

3. Furtwängler: Schubert, Sinfonie Nr. 7; Haydn, Sinfonie Nr. 88; DG

4. Furtwängler: Schumann, Sinfonie Nr. 4; DG

5. Karajan: Wagner, „Ring“; DG

6. Karajan: Strauss, Tod und Verklärung, Vier letzte Lieder (Janowitz); DG

7. Karajan: Sibelius, Sinfonie Nr. 5; DG

8. Abbado: Beethoven, Sinfonien Nr. 1–9; DG

9. Abbado: Mahler, Sinfonie Nr. 3; DG

10. Abbado: Mussorgskij, Boris Godunow; DG

11. Rattle: Liszt, Faust-Sinfonie; EMI

12. Rattle: Schubert, Sinfonie Nr. 7; EMI

13. Rattle: Schostakowitsch, Sinfonien Nr. 1 und 14; EMI

Mit Gastdirigenten

14. John Barbirolli: Mahler, Sinfonie Nr. 9; EMI

15. Karl Böhm: Schubert, Sinfonien Nr. 1–8; DG

16. Günter Wand: Bruckner, Sinfonie Nr. 5; RCA

17. Boulez: Ravel, Bolero, Rhapsodie espagnole u.a.; DG

18. Thomas Beecham: Mozart, Zauberflöte; Naxos Historical

19. Daniel Barenboim: Wagner, Tristan und Isolde; Teldec

20. Georg Solti: Verdi, Falstaff; Decca

führen zu wollen, um frei zu sein für andere Projekte, private Pläne. Nur wer ihn nicht kennt, wundert sich: Macht und Prestige sind nicht sein Medium, er strebt einzig nach künstlerischen und kulturellen Zielen. So endet, anders als bei Karajan, Abbados Berliner Zeit sieghaft, mit einem großen Brahms-Mahler-Schostakowitsch-Programm und dem triumphalen Gastspiel im Wiener Musikverein. Die Wahl des Nachfolgers wird zu einer von der Öffentlichkeit mit Spannung verfolgten Prozedur, zwei Kandidaten

streiten um die Palme: Daniel Barenboim und Simon Rattle.

Der Sieger heißt Sir Simon, der 1955 geborene Brite erhebt aber eine Forderung: Das Orchester, bisher als „Berliner Philharmonisches Orchester“ eine dem Berliner Senat nachgeordnete Behörde, muss sich in eine öffentlich-rechtliche Stiftung „Berliner Philharmoniker“ (der Name galt bis dahin nur für die Medien-Präsenz) verwandeln. Die juristische Konstruktion gelingt, das Orchester steht, mit dem Hauptsponsor Deutsche Bank, so autonom da wie nie zuvor. Auch Rattle, ausgebildeter Schlagzeuger, zum ersten Mal 1987 am Pult des Orchesters, bedeutet als Dirigent der Berliner eine Abkehr vom bisher Gewohnten. Mit Abbado verbindet ihn zwar das Prinzip Kollegialität, Offenheit, modernes Programm, aber Rattle führt das Orchester noch erheblich näher an die Historische Aufführungspraxis heran und an die Musik des 20. Jahrhunderts, vor allem angelsächsischer Prägung. In den zwei Jahrzehnten als Chefdirigent in Birmingham hat er sich ein beispiellos breites und variabel ausdifferenziertes Orchesterspektrum erarbeitet, von dem die Berliner profitieren.

Zu Rattles ersten Schritten gehört der Aufbau einer Education-Plattform des Orchesters, die sogleich mit zwei hauptamtlichen Leitern etabliert wird. Unter dem Namen „Zukunft@BPhil“ betreibt man gezielt musikpädagogische Vermittlung (vgl. FF 10/2003). Der hinreißende Dokumentarfilm „Rhythm is it“ erringt einen Sensationserfolg in den Kinos. Für ihre Kinder- und Jugendarbeit erhalten die Philharmoniker in Aachen den Europäischen Medienpreis 2007, die Karlsmedaille.

Es entsteht auch Skepsis, Unruhe, Polemik: Rattle habe das klassisch-romantische Standardrepertoire verraten, das Klangbild der Berliner Philharmoniker sei von der „deutschen“ Tradition abgerückt, lauten Vorwürfe. Tatsache ist, dass das Kernrepertoire des Orchesters nicht mehr die Exklusivität besitzt wie ehemals, dass Barock, Vorklassik, zeitgenössische Musik, die europäischen „Provinzen“, die Musik aus den Rändern des Repertoires, viel größere Bedeutung gewonnen haben – und hier agiert Sir Simon konkurrenzlos. Dementsprechend verfeinert, flexibel ist die Klangfähigkeit des Orchesters, das nicht mehr nur einen

Klang besitzt, sondern viele Klangmöglichkeiten.

Das hohe Selbstbewusstsein der 129 Musiker der Berliner Philharmoniker wird auch durch die Erforschung ihrer Geschichte im Dritten Reich nicht abgeschwächt erscheinen – es ist so stark wie nie zuvor. Das macht es den Intendanten des Orchesters schwer, Gleichgewicht zu halten zwischen den partikularen Interessen der Musiker, dem Chefdirigenten, den künstlerischen Werten und Zielen sowie den Bedürfnissen der Öffentlichkeit, der Medien. Die kluge Amerikanerin Pamela Rosenberg, Intendantin seit Sommer 2005, hat Gestaltungsfähigkeit. Und das Orchester ist unter Simon Rattle, dem charismatisch wuscheligen Graukopf mit der jugendlichen Ausstrahlung, so angesehen und begehrt wie nie zuvor. Noch nie gab es aus dem Orchester heraus so viele kleinere Formationen und Ensembles der Kammermusik. Noch nie waren die vom Fernsehen live übertragenen Europa-Konzerte (seit 1991) oder das volkstümliche Saison-Finale der Philharmoniker in der Berliner Waldbühne vor 25.000 Zuschauern (seit 1984) oder das alljährliche Silvesterkonzert so populär wie heute. Mit Simon Rattle, dem hochfliegenden Chefdirigenten, sind der Ehrgeiz des Orchesters und sein Leistungswille noch höher über das „normale“ Maß hinausgelangt. „Unsere Ziele“, sagt Rattle, „müssen unerreichbar bleiben.“ ■

Termine

Die Jubiläumssaison wird am 25. August um 13 Uhr mit einer Buchpräsentation und Ausstellung zum Thema „Die Berliner Philharmoniker zwischen 1933 und 1945“ eröffnet. Abends spielen die Berliner Philharmoniker unter Sir Simon Mahlers Sinfonie Nr. 9 und bringen ein Werk von Magnus Lindberg zur Uraufführung. Einen weiteren Höhepunkt bieten die Philharmoniker unter Bernard Haitink mit Bruckners Achter (siehe auch Ausschreibung der FONO-FORUM-Leserreise nach Berlin). Am 4. November 2007 findet bei freiem Eintritt ein „Großes Orchesterfest zum Jubiläum“ statt. Das traditionelle Europa-Konzert findet am 1. Mai 2008 mit Anna Netrebko als Solistin in Moskau statt. Weitere Informationen und das gesamte Programm der Saison finden Sie auf der Internetseite des Orchesters.

Internet

www.berliner-philharmoniker.de